

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 4

Artikel: Tobelvolk
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633335>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Belletristischer Teil der „Berneſer Woche.“

Tobelvolk.

Eine Dorfgeſchichte von Paul Flg.

1

„Eine merkwürdige Liebe — — auf einmal!“ bemerkte Frau Stadler, als Elsbeth bei Tiſch mit einer befremdlichen Haſt die Abſicht kundgab, zu Tante Gritta nach Treuſtadt zu fahren. Du biſt doch erſt letzten Samstag bei ihr geweſen!“ Die zum Erſchrecken beleibte, ſchwer leidende Frau, welche ſich nur noch mit Mühe von einem Zimmer ins andere bewegen konnte, ſah ihre Tochter mißtrauiſch fragend an.

Das eigenwillige Fräulein warf zuerſt einen fürchtſamen Blick auf den Vater, der jedoch, vollkommen abweſend, auf irgend einem Streifzug der Zeitungspolitik begriffen war. Er hatte vor die Brille noch einen Zwiſcher auf die Naſe gepflanzt und las nun über die erſtere hinweg, indem er dazu lautlos die Lippen bewegte und mit dem Kopfe nickte. Das gab Elsbeth den Mut zu einem wahren Gewaltſtreich. Sie erwiderte den mütterlich-mißtrauiſchen mit einem — geheuchelt — empörten Blick, wobei ihr ſogar die Schamröte über das weiterzuſpinnende Lügengewebe trefflich züſtatten kam.

„Warum wundert's Dich denn ſo? Du weiſt doch auch, daß ſie allein iſt und froh, wenn einmal eines von uns erſcheint. Und da hab' ich ihr halt verſprochen, von jetzt an jede Woche (beinahe ließ ſie da der Mut im Stich) — zweimal zu kommen!“

Die Mutter fiel vor Staunen in ihren Rollſtuhl zurück, ließ die Hände in den breiten Schoß ſinken und wiegte das ſchwere Haupt bedrohlich hin und her. Die blutloſen, hängenden Baſen ſchütterten, das ſchwarze Häuptchen ſah aus wie ein Sturmſignal. Aber Elsbeth war entſchloſſen, gegen alle Plänkelleien zu beharren. Mochte die Mutter immer die Augen rollen, wenn nur der Vater nicht fragte: warum und wieſo? Mit einem noch nie dageweſenen Heißhunger beugte ſie ſich über den Teller und fing die böſen Blicke ſo zu ſagen mit ihrem Haartamm als Schild auf, was die ahnungsvolle, neugierige Mutterſeele zu den ſchlimmſten Vermutungen trieb.

Es gab eine ſchredliche Pauſe. Ohne hinzusehen, wußte das Mädchen, daß der mütterliche Kopf jetzt in immer ſchnellere Bewegung geriet, bis die äußerſte Form der Verneinung erreicht war.

„Hör' Du — der Liebe trau' ich nicht! Nein — nein“ — hier tremolierte die kränkliche Stimme, ſo daß ſie tönte wie das Medern einer Ziege — „dahinter ſteckt etwas! Dich kenn' ich zu gut. Mach' nur keine Flaſen. Es wird wohl ſo ein Schlürfer und Kurmacher hinter Dir her ſein!“ Da merkte die Tochter, daß, während alles auf dem Spiel ſtand, ihr die Vermessenheit fehlte, dieſen geharniſchten Angriff mit einem achſelzuckenden Lächeln oder einem Aufſchrei der Entrüſtung: „Biſt Du denn nährriſch?“ abzuschlagen. Zur ſchlimmſten Anzeit kehrte auch der Kantonsrat von ſeinem Streifzug zurück. Der helfernde Ton ſeiner Gattin klang noch in ſeinen Ohren nach und der

Verſtand hekte nun wie ein Jagdhund hinter den fliehenden Worten her. Herr Stadler bliedte hierauf ſowohl über den Kneifer als die Brille weg — ein Zeichen wachſender Beſtimmung.

„Wenn Du ſo etwas denkſt, kann ich ja dableiben!“ ſagte Elsbeth, die Gabel und Meſſer fahren ließ. Ihr Geſicht war ein deutliches Schuldbekenntnis. Mit dem Troß eines überführten Verbrechers ſtand ſie vom Tiſch auf und ſuchte mit einem ſtummen Vorwand in die Küche zu entweichen. Der Schmerz über das verſpielte Stellbichlein und die ſchlechten Ausſichten für künftige Begegnungen mit dem Geliebten beraubten ſie im Nu jeglicher Selbſtbeherrſchung. Weinend ſtürzte ſie auf die Tür zu.

Nach der erſten Ueberräſchung ſuchte die Frau triumphierend den Blick ihres Gatten, der ihr jedoch dieſen großen Gefallen nicht tun mochte. Schon hatte er wieder die lauſige Zeitung in der Hand. Aber wer nicht ſehen will, muß hören.

„Hab' ich's nicht geſagt — mit dem Kind ſei etwas vorgegangen? Da haſt Du jetzt den Beweis! Seit etlichen Wochen iſt es wie umgewandelt. So mürrisch und kopfſcheu hat es noch niemand geſehen. Und das kommt einzig und allein von dem Geläufte in die Stadt. Ich will ein Narr ſein, wenn da nicht eine dumme Geſchichte herauskommt.“

Sier riß jedoch dem Vater der Geduldsfadens.

„Wenn Du nichts Präzises weiſt, ſo behalt's für Dich — das Gemähre!“ Danach gab er ſich von neuem den Anſchein, als leſe er eifrig weiter, während ihm in Wirklichkeit die Buchſtaben tanzten vor den Augen; denn die Elsbeth war ihm das Liebſte auf der Welt, mehr als Gattin und Sohn zuſammen. Darum hatte er ihr verändertes Weſen nicht minder ſcharf wahrgenommen.

„Nur keine Angſt! Ich komme ſchon noch hinter die Schliche. Man hat denn allbereits etwas läuten hören!“ rief Frau Stadler ſo laut, als wollte ſie auf dieſe Weiſe ein drohendes Unheil abwenden. Unter Stöhnen beugte ſie ſich dicht zu ihrem Mann heran und flüſterte ihm über die Schulter geheimnisvoll zu: „Weiſt Du, was ich glaube?“

Doch ſei es nun, daß er wirklich beſorgte, eine böſe Nachricht hören zu müſſen, oder daß er im Gegenteil des Mädchens Aufrichtigkeit über jeden Fall erhaben hielt — er warf die Zeitung fort und ſagte, ſich geräuſchvoll aufrichtend: „Nein, zum Donnerwetter, nichts will ich wiſſen! Und wenn „es“ (ſie ſprachen von der Tochter immer noch wie von einem kleinen Kinde), und wenn es in die Stadt will, ſo ſoll's in Gotts Namen gehen. Es iſt denn, mein' ich, bald alt genug, um ſelber zu wiſſen, was ſich etwa gehört.“

Das war ein unumſtößliches Machtwort.

„Meinetwegen denn!“ ſeufzte die Mutter, und das hieß in ihrer Geheimſchrift ſo viel wie: „So nehme denn das Verderben ſeinen Lauf. Ich erlebe gottlob die Schande nicht mehr.“

Der Kantonsrat machte es wie alle Menschen, die genötigt sind, den Blick nach innen zu richten. Er stellte sich ans Fenster und starrte hinaus in die verschneite Welt, ohne das Mindeste von ihr wahrzunehmen. Hinter seinem Rücken spann lauter Behagen und warme Wohnlichkeit. Auf dem blanken schachbrettartigen Parkett lagen sich ein Tiger- und ein Bärenfell feindselig gegenüber. „Wenn ich nur diesen schweren, schnitzbeinigen Burschen von Tisch nicht zu tragen hätte!“ fauchte der Tiger mit bernsteingelben Augen und ausgestreckten Zähnen. Das eine Tischbein döhrte sich wahrhaftig gerade in sein Genick.

„Komm du nur!“ lachte der schwarze Bär und streckte die rote Zunge heraus. Er lag wohlbehütet zwischen drei grünen Blüschsesseln. Aber da kam gerade die Magd zum Abräumen in die Stube und machte dem Zank ein Ende. Denn mit der war nicht zu spassen. Die hatte mitunter so merkwürdige Wutanfälle. Erst gestern früh, als die andern noch schliefen, mußten sie beide in der Hundekälte wieder eine geschlagene Stunde aus dem Fenster hängen und wurden dazu noch erbärmlich durchgehauen.

Die befahrte Magd postierte sich zuerst hinter den Stuhl der Herrin und schob ihn mit der schlummerfeligen Laß stillschweigend ans andere Fenster, das gegen die Schifflande hinausging.

„Aff!“ knirschte der Tiger, denn das Rad ging gerade über eine Tafe weg. Die Kranke hatte nun einmal das komische Vorurteil, nach Tisch nirgends besser als am Fenster einnicken zu können.

„Sagt denn dem Elsi, es soll mir ein neues Kontobuch aus der Stadt mitbringen!“ gebot Herr Stadler der treuen Magd, vor der auf die Dauer kein noch so großes Geheimnis bestehen konnte — namentlich nicht, wenn es sich um ihren Liebling handelte, dessen Anhänglichkeit zwischen Herrin und Magd fortwährend die heftigsten Eifersüchtiszen hervorrief. Sie meinte denn auch mit ungenein bedauernder Stimme — ungefähr wie man von einem Kranken spricht, er werde leider bald ins Gras beißen müssen —: „Es wird, schäk' ich, keine besondere Lust mehr haben — heut!“ Und das war ein Hieb, der die Kantonsrätin bis ins innerste Herz hinein verwundete.

„Se, so wird Dich das wohl nicht kümmern, oder?“ fuhr sie wie gestoßen auf, wonach die Magd sich mit empörender Lustigkeit dagegen verwahrte: „Nein, gewiß nicht! Behüt' mich unser Herrgott. O herjemine! Ich wüßte nicht, warum? Du meine Güte! Nein, nein. Ich hab' andere Sachen im Kopf. Von mir aus mögen“ —

„Herr im Himmel! Erlöse mich!“ stöhnte Frau Stadler verzweifelt.

„Macht's kurz!“ entschied der Herr schroff.

Da steuerte der energische Hausgeist schon mit einer Ladung Geschirr in die Küche hinaus, und im Abgehen vollzog ihr rechter Schlarpenfuß einen Türschluß, wie ihn adreter kein Akrobat leisten konnte.

„Was gilt's, die Trulle hat auch wieder die Hand im Spiel. Es müßte nichts Verkehrtes sein! Und wenn das wahr ist, was mir gestern die Frau vom Stationsvorsteher berichtet hat, so nimmt mich bald nichts mehr wunder!“ warf die Frau schnell noch einen Köder aus. Und siehe da — der Fisch schnappte danach.

„Ha, das ist mir die Rechte! Den möcht' ich sehen, dem die ihr Maul noch nicht angehängt hat!“ machte er verächtlich und spie ein zerkautes Streichholz aus. Aber er war doch sehr gespannt, was nun weiter kommen würde.

„Sm — es ist ihr halt aufgefallen, daß jedesmal, wenn „unseres“ in die Stadt fährt, auch der . . . der Dingsda einsteigt und ausgemacht mit dem gleichen Zug zurückkommt.“

„Was für ein Dingsda?“ polsterte nun der Alte drauflos.

Halb bereute die Frau schon, ihre Zunge so weit gelodert zu haben.

„Se, Du weißt doch . . . der neue Gast — jetzt wirft Du's ja, enfin, merken!“ gab sie widerwillig zurück und gewärtigte, da sie ihrem Mann den Rücken kehrte, mit Bangen ein lautes Donnerwetter. Es blieb jedoch unheimlich still. Sie konnte eben nicht sehen, wie der Alte den Kopf nach ihr herumwarf und mit zusammengezogenen Brauen horchte, als müßte noch etwas nachkommen. Und deshalb begann die Frau vor lauter Unbehagen ein langes und breites zu schwätzen.

„Was hätt' ich sagen sollen? Item, ich tat eben so, als macht' ich mir gar nichts draus. Aber dann fing sie an, es sei doch wunderbar, warum der junge Herr da oben im Tobel überwintern wolle. Er könnt' es doch gewiß in der Stadt anständiger finden. Oder ob am Ende die gefällige Marei der Veim sei, an dem er klebe? Wie wenn das uns besonders angehe! Die boshafte Tasje!“

Der Wirt zum Steinbock überlegte noch eine Weile, seine Lider sanken langsam herab und zuletzt blinzelte er nur noch ein wenig ins Licht.

„Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht der Mann wäre, solchen Lumpereien ein Ende zu machen!“ sagte er für sich. Dabei bedachte er wieder einmal, daß sein schönes, einträgliches Anwesen über kurz oder lang in Elsbeths Hände kam. Der Sohn studierte die Rechte, dessen Wirkungskreis lag draußen wo. Somit konnte Elsbeth, wenn sie der Vernunft die Ehre geben wollte, inskünftig nur einen Gefährten nehmen, der das Zeug hatte, dieses Hauses Bestehen zu verbürgen. Das mußte ihre Lösung sein und bleiben. Dafür wollte er dem Mädchen noch die Augen öffnen. Was? So ein Fegneß von Zeitungschreiber jagte in seinem Revier? Obacht, ihr Leute! Herr Stadler war ein Mann, der lebte und leben ließ. Und deshalb gefiel ihm im Grunde der junge Anderegg nicht übel. Der konnte vielleicht noch manchen Zoll über sich selbst hinauswachsen, aber niemals — soviel stand fest — der Eidam des Herrn vom „Steinbock“ werden! Wer dem Büschlein scharf in die Augen sah, mußte merken, daß den der Satan ritt — und niemand konnte wissen, wohin. Da lag der Hase im Pfeffer! Kam aber die Elsbeth eines Tages mit dem ärmsten Schluder an der Hand, so wollte er als Vater nicht auf den Beutel drücken, sofern er nur einer von den Bodenständigen war. Dafür hielt er das Kind denn doch zu wert. Der Heinrich Anderegg hingegen gehörte zum Tobelvolk, er war und blieb wohl zeitlebens ein rechter Landstörcher, ohne Raß, ohne Ruh, ohne bleibende Staff. Und so einer war nicht imstande, seine Tochter glücklich zu machen.

Als Elisabeth nach einer Stunde reisefertig in die Türe trat, um dem Vater Adieu zu sagen — er saß an seinem Sekretär im Amtszimmer —, rief er ihr „für heute“ nur ein wenig sarkastisch zu: „Ich laß sie denn grüßen — die Gritta. Sag' ihr, ich hätte nächstens auch etwas mit ihr zu besprechen!“

Mehr brauchte es nicht. Das stattliche, vom Kopf zum Fuß reich und geschmackvoll gekleidete Fräulein drückte schnell den Muff ins Gesicht, um ihren Schreck zu verbergen.

„Ich will's ausrichten!“ sagte sie verstört und verschwand wie der Bliß. Welch ein seltsamer Reisesegen! Elisabeth trug schwer daran. Es war so ein vielwissender, halb höhnischer, halb warnender Ton, der sie noch lange verfolgte und ihr eingab: „Gib acht, das nimmt kein fröhliches Ende!“ Nur nicht weiter darüber nachdenken! Erst auf der Hälfte des Weges zum Bahnhof siegte die Freude über das Wiedersehen mit Heinrich. Zuletzt drang ihr der kalt leuchtende Wintertag so aufheiternd ins Herz, als gälte es wieder einmal, alle zagen und traurigen Gefühle gründlich auszulüften.

Früh war er heuer gekommen — der Winter. Und das hatte sich so zugetragen: an einem Novemberabend, sowie die Sonne nicht mehr im Wege stand, kam er mit heulenden Winden dahergestoben, zog einen dichten Vorhang zwischen das Firmament und die Erde und schüttete darauf eine ganze Wolke großflodigen Flaums über sie aus.

„Sie gestatten, meine Dame!“ sagte er ein bisschen zudringlich und tat, wie wenn er bestellt wäre. „Ich komme geradenwegs vom Nordpol. Und dies hier ist das Neueste, wenn ich bitten darf.“ Im Nu hatte er der Staunenden einen leichten, lockeren Mantel umgeworfen. „Möchten Sie auf die Farbe. Es ist das Reinste vom Reinen. Die atmosphärischen Verhältnisse waren heuer besonders gut, und das Gewebe ist von einem Duft, Euer Gnaden —“

„Ja . . . aber . . . Warum kommen Sie denn schon so früh?“ hauchte die überraschte Schöne verwirrt, so daß der kalte Patron schier geschmolzen wäre vor Entzücken. „Es sind ja noch volle vier Wochen bis zum kürzesten Tag!“

Der Winter zuckte die Achseln wie einer, der sich auf höheren Ratsschluß beruft, und meinte sodann mit verbindlichem Lächeln: „Es war übrigens höchste Zeit, meine Dame. Die Herbsttoilette — verzeihen Sie, wenn ich mir die Freiheit nehme — aber wahrhaftig, sie sah doch schon sehr vertragen aus. Die gelben und roten Flitter alle abgefallen, das grüne Unterkleid ganz verblaßt, und was die herbstlichen Nebelschleier betrifft — die kann Ihnen meine Firma entschieden feiner und diskreter liefern!“

„Was Sie sagen! Und glauben Sie, daß dieses Gewebe hält?“ fragte die Erde, indem sie einen verschämten Blick auf den hellshimmernden weichen Mantel warf.

„Gerade so lang, als es Ihnen gefällt!“ gab der schlaue Bursche zurück, denn er wußte genau, daß die Mutter Sonne kurzen Prozeß damit machen werde. Und richtig —

Am nächsten Morgen gegen elfe — vorher konnte sie den dichten Nebel nicht durchdringen — machte die

Sonne ein bedenklich schiefes Gesicht. Beinahe wäre sie stehen geblieben vor Ungehaltenheit.

„Das ist ja gegen die Weltordnung, meine Liebe! Du weißt wohl nicht, was die Glocke geschlagen hat? Was, meinst du, werden die armen Leute dazu sagen?“

„Die haben sich nach mir zu richten, und nicht umgekehrt!“ erwiderte die Tochter erboßt. Aber sie fühlte gleich, wie unter den stehenden mütterlichen Blicken die erste Winterbescherung schnell wieder zu Wasser wurde. Einige Tage war die Erde ganz aufgelöst; sie schwamm ordentlich in Tränen. Aber in der achten Dezemberrnacht kam der Winter doch wieder ungerufen hereingeschneit.

„Pst! Diesmal haben wir den Mond auf unserer Seite. Er wechselt gerade!“ flüsterte er vergnügt und rieb sich die verfrorenen Hände. „Wenn das nicht, so weit Ihr Auge reicht, die beste Arbeit wird, so pfeif' ich auf das ganze Sonnensystem!“

In dieser Nacht strahlte der Himmelsdom ein eitel Glanz und Licht, eine eisige Kälte sank auf unseren Stern herab und verwandelte die hohe Schneedecke bald in einen Teppich von blinkenden Diamanten. Der Raufreif hüllte sorglich jedes Zweiglein ein, Flüsse und Teiche wurden eilig in durchsichtiges Eis gepackt und die Haut der Erde bekam lauter Beulen und Risse.

„Was tut's — niemand kann es sehen!“ philosophierte sie nach Frauenart, und während ihre Glieder vor Kälte starrten, lächelte sie noch stolz, denn die strahlende Versammlung ihrer Brüder und Schwestern rückte immer näher und näher und zollte ihr ungeheuchelte Bewunderung. „Schöner kann es die Frau Venus auch nicht haben, und das ist bekanntlich die herrlichste Erscheinung am ganzen Firmament!“ sagte der Winter, aber da merkte er auch schon den argen Mißgriff und setzte schnell hinzu: „nach Ihnen, versteht sich, nach Ihnen!“

(Fortsetzung folgt.)

Jahreswende in der Höhe.

Noch selten bin ich so schwer bepackt nach unserer Winterhütte gewandert, wie am letzten Samstag Abend des alten Jahres. Und doch murkte ich nicht unter der Last meiner sieben Sachen, — die Freude, vier ganze Tage droben in der Freiheit verleben zu dürfen, machte mir die Bürde seltsam leicht — ich schaufelte auf meinen Ladli tüchtig vorwärts durch die schöne Winternacht, so daß mein Begleiter mir kaum zu folgen vermochte. Weit mehr als ein Duzend unserer Gilde war bereits am Vormittag nach dem Berghaus Süsterne verreist und eine Anzahl war für den Sonntag Abend noch angemeldet. In Erwartung eines solchen Massenbesuches ist es wohl begreiflich, daß es mir als pflichtgetreuem Hüttenwart zuweilen ordentlich heiß den Buckel hinaufstieg, wenn ich an die große Verantwortung dachte. Ordnung und Gemütlichkeit sollten über die Festtage trotz Hochbetrieb und Ueberschneiterung in der Hütte herrschen, dafür wollte ich vor allem besorgt sein, und in Gedanken traf ich bereits unterwegs die nötigen Anordnungen. — Ungeachtet dieser Hausvater-Sorgen hatte ich doch die Augen offen für die Wunder der Natur. Wer schon in einer mond hellen Winternacht durch einen tiefverschneiten Tannenwald gegangen, der kennt das geheimnisvolle und zauberhafte Glimmern und Funkeln von abertausend blinkenden Diamanten. — Ich hielt einen Augenblick inne und genoß die heilige Stille dieses Wintermärchens. Ueber den Tannenwipfeln strahlten Jupiter und Venus in